

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 45 (1969-1970)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Der Benzinkanister  
**Autor:** Sidler, Franz  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1079191>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 19.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Erzählung von Franz Sidler

**D**in der Wohnungstüre war ein Zettel eingeklemmt; es stand darauf: Gartenstraße 26, Hund abholen.

Das Telephon sei um 4 Uhr von einer Frau gekommen, einer Frau Huber, sagt die Nachbarin.

«Und sonst hat sie nichts gesagt?»

Nein, mehr habe sie nicht gesagt.

Gartenstraße 26? Was hatte sein Hund in diesem Haus verloren? Warum war er nicht bei Luise? Leuenberger kannte keine Frau Huber; nie gehört.

Im ersten Stock hielt er an. Seine Knie knackten, sie wollten nicht mehr. Schönes Wetter hatten die Wetterfrösche im Radio versprochen. Aber die da mit ihrem Azorenhoch; ein Knie müßten sie haben; er jedenfalls konnte sich jederzeit auf sein 70jähriges Knie verlassen, und für heute hatte es Regen angezeigt.

Also im dritten Stock wohnte diese Frau Huber, Leuenberger hatte es unten an der Haustüre gelesen. Er stieg weiter die Treppen hinauf. Je höher er steigen mußte, desto unzutreffender kam seinem Knie der Radio-Wetterbericht vor.

Er läutet.

«Sind Sie der Herr Leuenberger?»

«Ja, ich soll hier den Hund abholen.»

Da lief schon «Bäri» durch den Gang auf Leuenberger zu, bellte, jaulte vor Freude und strich ihm um die Beine.

«Wissen Sie, wo meine Frau ist?»

«Ihre Frau? – Ihre Frau ist tot! Aber kommen Sie, Herr Leuenberger, kommen Sie herein, nehmen Sie Platz.

Wissen Sie, wir spazierten ganz gemütlich die Marktgasse hinauf. Plötzlich sagte Ihre Frau: „Frau Huber, ich glaube, es wird mir schlecht.“ Sie wurde bleich, wie ein Leintuch, sage ich Ihnen und lehnte sich an mich. Sie wissen ja, Ihre Frau ist ziemlich schwer. Ich konnte sie natürlich nicht halten; sie fiel aber nicht etwa auf den Kopf, nur so ein wenig auf die Seite, ganz langsam, verstehen Sie? Also dann sind zwei Männer gekommen und haben sie in den Laden

getragen. Einer meinte: „Nichts mehr zu machen; sie ist tot.“ Ich sage mir immer: Gott hat es so gewollt. Aber mit dem Hund wußte ich nicht wohin, da habe ich ihn nach Hause genommen.»

«Wissen Sie, wo meine Frau ist?»

«Eben nicht, ich bin nachher sofort weggegangen, verstehen Sie, ich mußte doch meine Kommissionen machen. Aber vielleicht fragen Sie im Spital, oder noch besser bei der Polizei. Trinken Sie einen Kaffee, Herr Leuenberger? Sehen Sie, ich versetze mich immer in die Lage der andern und sage mir, mein Gott, wenn eines Tages mein Mann stirbt, bin ich vielleicht auch froh um eine Tasse Kaffee. Oder nicht?»

Leuenberger nickte; seine Kehle war ausgetrocknet, abgeschnürt.

Während er mit seinem Hund die Treppen hinunterstieg, kamen ihm von unten herauf Stufe für Stufe Hilflosigkeit und Angst entgegen. Und als er endlich auf dem Trottoir stand, wußte er nicht, wohin er sich wenden sollte.

In seinem Kopf war alles wirr und dumpf. Aus alter Gewohnheit läutete er an seiner Wohnungstüre. Er horchte, und es dauerte eine Weile, bis er erkannte, daß er niemals mehr die Schritte seiner Frau vernehmen würde. Noch einen Augenblick lang stand er da, mit Blei in den Schuhen, dann aber schloß er mit unvermuteter Eile die Türe auf und lief zum Telephon. Der Hund schnüffelte unruhig in der Wohnung herum, winselte und duckte sich.

Endlich die Nummer des Spitals.

«Hier Kantonsspital! Wie sagen Sie, etwa 65 Jahre alt? Ziemlich fest? Und wie war doch der Name? Ah, Leuenberger, nein, sie ist nicht hier eingeliefert worden. Ach so, tot? Ja, dann warten Sie einen Augenblick.» – –

«Sind Sie noch da? Also hier ist von einer Frau Leuenberger nichts bekannt. Wie meinen Sie? Bei der Polizei anfragen? Ja, richtig, vielleicht bei der Polizei. Nichts zu danken!»

Leuenberger suchte die Nummer

der Stadtpolizei. Telephonieren war nie seine Stärke gewesen; das hatte immer Luise für ihn besorgt.

«Hier Leuenberger, Hans Leuenberger. Können Sie mir vielleicht sagen, wo meine Frau ...»

«Moment, ich verbinde Sie!»

«Hier Leuenberger, können Sie mir vielleicht sagen, wo meine Frau ist; sie wurde heute nachmittag ...»

«Augenblick bitte, ich verbinde Sie mit der zuständigen Abteilung!»

«Hier Leuenberger, meine Frau ist heute nachmittag gestorben, auf der Straße, ja in der Marktgasse, und jetzt ...»

«Gestorben, sagen Sie? Aber dann sind Sie falsch verbunden. Hier nehmen wir nur Vermißtmeldungen auf. Einen Augenblick bitte.»

«Ja, aber ich dachte ...»

«Augenblick, ich gebe Ihnen die Nummer der Gerichtsmedizinischen. Vielleicht ist Ihre Frau dort. Ziemlich sicher sogar!»

Eigenartiger Geruch in diesem Haus; wie früher in den Spitälern. Zwei Herren in weißen Mänteln gingen eilig vorüber. Sie beachteten ihn nicht. Leuenberger bemühte sich, niemandem im Wege zu stehen und nicht allzu traurig auszusehen. Er versuchte, den blühenden Zweig eines Kirschbaumes zu betrachten, der in das Fenster des Treppenhauses ragte, die kahlen Wände, das Treppengeländer, die Uhr, und wartete. Immer wieder kamen und gingen Leute mit Papieren, die seine Sache nicht für wichtig hielten. Endlich blieb eine junge Schwester bei ihm stehen.

«Suchen Sie jemanden?»

«Ja, ich habe telephoniert wegen meiner Frau.»

«Wie ist Ihr Name?»

«Leuenberger, Hans Leuenberger.»

«Ach richtig, ich weiß Bescheid. Kommen Sie, wir nehmen den Lift, ist besser für unsere alten Beine.»

Sie lächelte. Sogar Leuenberger versuchte ein halbes Lächeln.

Im 2. Stock übergab ihn die Schwester einem der Herren im weißen Mantel. Äußerst munter war der,

## Der Benzinkanister

durch und durch antiseptisch, im Umgang mit Toten offenbar vertraut, einer, der jeden Tag Tote sieht und erklärt: Der Tod ist nun einmal ein biologisches Gesetz. Nicht wahr?

«Meine Frau ist hier», sagte Leuenberger.

«Frau?»

«Frau Leuenberger!»

«Richtig!»

Der Korridor war lang, spiegelglatt gewichst. Der Herr hatte also etwas Zeit für ein paar knappe Erklärungen.

«Also die Ambulanz der Polizei hat Ihre Frau so zirka um 4 Uhr gebracht. Man konnte sie leider nicht identifizieren. Sie hatte nicht einmal Papiere auf sich. Man sollte immer einen Ausweis bei sich haben. Identitätskarte, oder so. Verstehen Sie? Immerhin, wir erfuhren dann wenigstens den Namen. Sie hat...»

«Hat sie Schmerzen gehabt, Herr Doktor?»

«Schmerzen? Kaum. Ich bin zwar kein Doktor, verstehen Sie, aber der Arzt sagt, es sei Herzschlag. Geht normalerweise rasch, sozusagen schmerzlos. Nun, ich meine, sie hat noch ein wenig Glück gehabt im Unglück. Da ist nämlich gestern ein Spanier verunfallt. Mit dem Auto selbstverständlich, diese Südländer sind ja alle autoverrückt. Und heute haben seine Angehörigen und Freunde Wagengladungen von Blumen herangeschleppt. An den Toten sparen die nicht. Wir haben natürlich ein paar Sträuße unter die andern verteilt. Sie werden schon sehen. Alles, was recht ist, aber im Tode sind wir schließlich alle gleich, oder nicht Herr Leuenberger? Letzthin war ein Fabrikdirektor hier. Diese Blumenarrangements; ich sage Ihnen, die Blumen haben für eine ganze Woche gereicht. Hier links. Und nichts berühren, wenn ich bitten darf.»

Der muntere Herr öffnete eine Tür und trat hinter Leuenberger in einen kleinen Raum. Betäubender Duft und Berge von Blumen!

«Pardon, das ist der Spanier! Also hier bitte, die nächste Tür.»

Diesmal war es ein feuchtkühler

Raum mit kahlen, weißen Wänden, kein Fenster. Unbeweglich stand Leuenberger vor dem schmalen Bett. Zu-erst sah er nur die Hände, ihre großen Hände. Das schwache elektrische Licht beleuchtete neben einem Blumenstrauß ein breites, bäuerliches Gesicht. Die grauen Haare waren ordentlich zurückgekämmt, wie immer. Aber die Runzeln, waren das schon vorher so scharfe, tiefe Furchen gewesen?

Während er das sorgenvolle Gesicht seiner Frau betrachtete, überfiel ihn plötzlich der Gedanke, daß sie ihm heute nachmittag nachgerufen hatte: «Wenn ich am Abend zurück bin, nähe ich dir den obersten Knopf am Kittel besser an.» Immer hörte er nun diese Worte und immer stieg mit ihnen die Rührung auf. Er weinte nicht; er dachte nichts; er fühlte nichts; es war nichts um ihn als das schwere Geheimnis des Todes.

Da schreckte ihn (zwecks Identifikation) der Herr im weißen Mantel auf.

«Ist das Ihre Frau, Herr Leuenberger?»

In der Nacht krochen die langen Stunden schlaflos dahin. Er starrte ins dunkle Zimmer, sah wieder die toten Hände, das sorgenvolle Gesicht seiner Frau; er spürte die Umrisse des Bettess, das leer blieb, und mehr und mehr drängte ihn die Erinnerung in die Zeit zurück, da er den Hof verkaufen mußte. Wie immer trat dieses eine Bild deutlich aus anderen hervor:

Eines Abends, spät im Sommer, – es waren seither mehr als drei Jahre vergangen – an einem Samstag, geschah es. Nach geringfügigen Meinungsverschiedenheiten wegen der Anschaffung eines Traktors schnellte plötzlich der Sohn vom Tisch auf und schrie: «Jetzt habe ich es satt, versteht ihr, ich habe endgültig genug von diesen ewigen Nörgeleien, von diesem blödsinnigen Krampf, macht war ihr wollt, aber ohne mich.» Er steigerte sich in eine maßlose Wut hinein, schlug die Stubentüre zu und

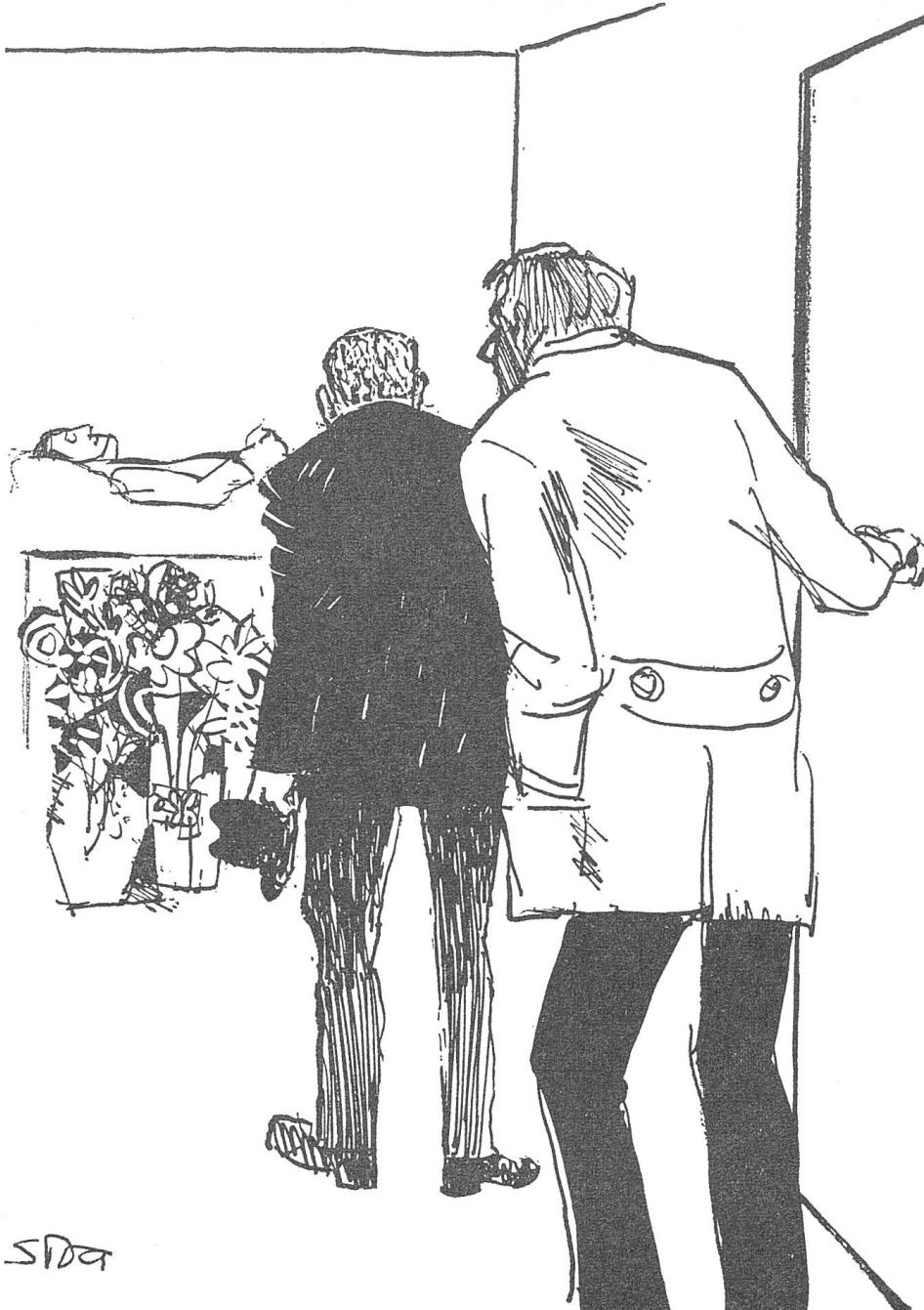
lief in seine Schlafkammer hinauf.

Wir schauten einander nicht an, sagten kein Wort. Wir wußten beide, daß dieser Entschluß nicht von einer Minute auf die andere gekommen war. Unser Hans war, wie manche Söhne und Töchter anderer Bauern, deren Höfe in der Bauzone lagen, schon monatelang, jahrelang vorher in phantastischen Wachträumen von einem schöneren, müheloseren Leben herumgestolpert. Wir konnten uns ungefähr vorstellen, was im Kopf eines Menschen von fast 30 Jahren vorging, der abends stundenlang vor dem Hause saß, Grashalme kaute, in den Boden starre und schwieg.

Gefährlich wurde es, als einer der nächsten Nachbaren seinen Hof für zwei Millionen verkaufte. Von diesem Tage an hatten wir Angst. Wir unternahmen manches und unterließen vieles, um dem Sohn die Arbeit zu erleichtern. Aber dazu war es zu spät. Für unseren Hans war es offenbar zur einzigen und dringendsten Notwendigkeit geworden, einen Ausweg zu suchen, eine Beschäftigung zu finden, bei der man nicht jeden Morgen um fünf Uhr aufstehen mußte, um sich bis in den späten Abend mit den Eltern und Gastarbeitern herumzuschlagen.

Und ausgerechnet in jenen Tagen kam das Angebot von einer Maschinenfabrik. Nach tagelangen heftigen Gesprächen verkauften wir den Hof. Der Sohn wollte ihn nicht; er wollte nicht Bauer bleiben.

Wir beide, Luise und ich, konnten ihn nicht verstehen. Aber hatten wir im Geheimen nicht manchmal gewünscht, unser Sohn müßte einmal etwas anderes, etwas Besonderes werden? Jetzt war er etwas anderes geworden. Er zog nach Australien, mit einer halben Million und hochgeschraubten Zielen, um sich am Transportunternehmen eines Schweizers zu beteiligen und das zu suchen, was er unter Glück verstand. Warum sie damals so übereilt in eine Stadt gezogen waren, darüber war sich Leuenberger auch in dieser Nacht nicht im klaren. Schließlich hätten sie beide



SDa

aus Erfahrung wissen müssen, daß man alte Bäume nicht mehr verpflanzen soll. Allerdings, der Bankverwalter, der sie nun in Geldangelegenheiten beriet und ihnen auch die Wohnung in der Stadt vermittelt hatte, der war ein gerissener Kerl; er hatte es mit der Gebärde des Propheten folgendermaßen erklärt: «Sehen Sie, Herr Leuenberger, so wie Sie, entscheiden sich in der Schweiz jedes Jahr Hunderte von Landwirten. Das ist nun einmal der Zug der modernen Zeit.»

Was er aber verschwiegen hatte, war, daß dieser Zug in einer verkehrten Richtung fuhr, und daß die Entscheidung in 99 von 100 Fällen falsch waren. Wie hatte er noch gesagt: «Sie werden sehen, in der Stadt haben sie endlich etwas vom Leben, Unterhal-

tung, Betrieb, Abwechslung, Konzerte, Kino usw.; schließlich sind Sie nun ja Millionär. Sie können sich weiß Gott allerhand leisten. Sie könnten sogar den Rest Ihres Lebens gemütlich auf den Bahamas verbringen.»

Sie zogen damals nicht auf die Bahamas, sondern nur eine halbe Tagreise weit in die Stadt, aber das kam vermutlich auf dasselbe heraus. Sie erkannten nach den ersten Wochen schon, daß das, was ihnen der Bankverwalter verheißen hatte, auf sie nicht zutraf. Sie hatten zwar auch hier ein Dach über dem Kopf, ein sehr teures Dach sogar, aber sie hatten in diesem modernen Wohnblock nicht viel vom Leben, keinen Sohn, kein eigenes Heim, keine Tiere, außer dem blinden «Bäri», keinen Garten;

es war um sie eine große Leere und eine tödliche Langeweile. Sie waren Fremde hier. Sie hatten ihre alten Sorgen mit neuen Sorgen vertauscht, und sie hätten sich nie vorgestellt, daß man als Milionär so arm sein könnte. Es war selbstverständlich durchgesickert, daß die Leuenbergers reiche Leute waren. Ihre Nachbarin auf dem gleichen Boden, die dauernd moderne Frauenzeitschriften las und für die daher alles entzückend war, fand es einfach wunderbar, wenn zwei alte Leutchen einen so reizenden Lebensabend miteinander genießen konnten. Sie wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß die Leuenbergers zu den Menschen gehörten, die nicht zeigten konnten, wo es ihnen weh tat. So etwas stand natürlich nicht in den Modeheften.

Schon in jenen ersten Wochen war es dann bei Leuenbergers auch vorbei mit der offenherzigen Aussprache aus früheren Zeiten. Der Gesprächsstoff war ihnen ausgegangen; sie redeten kaum mehr miteinander. Heute morgen zum Beispiel:

«Wie spät ist es eigentlich?»

«Etwa 8 Uhr, die Uhr ist stehen geblieben.»

«Ist sie kaputt?»

«Nein, man muß sie nur aufziehen.»

«Ist kein Brief gekommen?»

«Doch, von der Bank, und ein paar Prospekte.»

«Wie geht es heute mit dem Knie?»

«Es gibt sicher Regen!»

«Der „Bäri“ sieht fast nichts mehr!»

«Sollten wir vielleicht dem Abdecker berichten?»

Das war wenig genug, doch jetzt wußte Leuenberger, daß ihm diese Gespräche alles bedeutet hatten. Sie hatten einander immer nötig gehabt, auch im Schweigen. Sie kannten einander seit 50 Jahren und verstanden beide auch das Unausgesprochene. Auch in den schwersten Zeiten wäre keines von ihnen auf den Gedanken gekommen, es könnte seine eigenen Wege gehen.

Sie hätten allerdings ein unerschöpfliches Gesprächsthema gehabt, aber gerade das rührten sie kaum

## Der Benzinkanister

einmal an. Auch wenn ihre Gedanken ständig um ihren Sohn kreisten: in ihrem bäuerlichen Starrsinn sprachen sie nur das Allernötigste von ihm. Der Sohn war nicht eine Brücke, sondern eine Barriere zwischen ihnen. Und Leuenberger dachte in dieser Nacht: «Wenn er zurückkäme? Wenn er jetzt, nach dem Tode der Mutter, vor der Türe stände, reumüttig, arm, wie ein verlorener Sohn? Nein, ein Kalb würde er natürlich nicht schlachten; vielleicht würde er ihm die Hand drücken. Ja, ganz sicher, er würde ihm die Hand drücken, und der Sohn würde merken, daß der Vater hinter seinem Panzer von Härte, Selbstsucht und Schweigen, allzeit auf ihn gewartet hatte, daß alles vergeben war, daß alles so war, als wäre der Sohn niemals weggegangen.

Aber natürlich, Hans war eben nicht der verlorene Sohn der Bibel, mit dem Gestank des Schweinehirten in den zerrissenen Kleidern und dem bitteren Geschmack der Eicheln im Munde. Was sich da abspielte, war nicht das Gleichnis vom verlorenen Sohn, sondern die Geschichte von einem verlorenen Vater, von den verlorenen Eltern.

Und die Mutter? Er wußte, daß sie litt, seit der ersten Stunde, da der Sohn den Hof verließ. Es war jetzt zu spät, mit ihr zu reden, mit ihr diese Sorge zu teilen. Er wußte: sie hatte niemals aufgegeben, an ihren Sohn zu glauben; sie hatte immer auf ihn gewartet. Jeden Tag ging sie wenigstens einmal in sein Zimmer. Sein Bett wäre jederzeit bereit gewesen. Leuenberger wußte, daß auch kein Tag verging, an dem sie nicht dachte: Was tut er jetzt, in diesem Augenblick? Ist er gesund? Denkt er vielleicht manchmal an uns? Schreibt er heute? Oder kommt er sogar selber? Und wenn die Türglocke läutete, war sie immer darauf gefaßt, ihren Sohn zu empfangen.

Das alles war ja wohl ein wenig lächerlich, sie wußte es, aber sie lebte nun einmal von dieser Hoffnung. Wovon hätte sie in dieser Stadt denn sonst leben sollen?

Gegen Morgen ließ der Zwang der Erinnerungen nach. Für kurze Zeit schließt Leuenberger ein, aber immer wieder fuhr er aus wirren Träumen auf, wurde er von etwas Unbewußtem geweckt und von Angst aufgeschreckt. Erst zögernd und verschwommen, dann aber heftig und mit zunehmender Schärfe wurde er von Vorwüsten gepackt, und im Lichte des neuen Morgens sah er seine eigene große Schuld.

Die Beerdigung wurde vom Vertreter eines Bestattungsinstitutes vortrefflich organisiert. Leuenberger brauchte fast nichts zu unternehmen; er wäre in seiner stumpfen Ratlosigkeit dazu auch gar nicht imstande gewesen. Es gab da in jeder Preislage Beerdigungen, Begräbnisse, Bestattungen und Beisetzungen. Er hörte die Orgel, die Worte des Pfarrers; er drückte die Hände von irgendwelchen Leuten und war die ganze Zeit bemüht, Haltung zu bewahren und nicht allzu hilflos auszusehen.

Nach dem Leichenmahl im «Sternen» richtete der Pfarrer noch ein paar persönliche Worte an Leuenberger. Der Pfarrer war trotz seiner Jugend offenbar ein wissender Mann. Er sprach mit leicht psalmodierender Stimme von den schweren Prüfungen, die jedem Menschen auferlegt seien, von der Kraft des Glaubens und vom hohen Sinn des Leidens, vom Menschen, der vom Brot allein nicht leben könne, und nach allem, was Leuenberger verstand, schien der Pfarrer ganz genau zu wissen, auf welcher Seite Gott stand. Leuenberger vermochte den großen Worten nicht ganz zu folgen, aber er hatte jedenfalls nicht den Eindruck, daß Gott nun herbeieilen würde, ihm zu helfen, nachdem er, Leuenberger, den Umgang mit ihm auf das Allernotwendigste beschränkt hatte. Er war zwar, außer an Weihnachten und Ostern, einmal unter dem Jahr in eine dieser modernen Kirchen eingetreten, doch er fand sich da nicht zurecht. In diesen kahlen Räumen schwieg Gott, oder wenn er gesprochen hatte,

waren seine Worte ins Leere gegangen.

Leuenberger hatte sich immer an den Spruch seines Vaters gehalten: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott. Und dabei hatte er stets das so betont. Aber jetzt wußte er nicht, wie er sich in seiner Schuld und seiner Verlassenheit selber helfen sollte. Ja, er hätte Gott bitten können, ihm beizustehen, aber das wäre ihm in diesem Augenblick unrecht vorgekommen. Einstweilen wußte er nicht, wie es weitergehen sollte; er war nirgends mehr zuhause. Vor der Leere seiner Wohnung fürchtete er sich, denn da wurde er jeden Tag mehr von Einsamkeit umlauert und von Erinnerungen gequält.

Leuenberger wurde wie immer am Dienstag um 5 Uhr im «Bären» erwartet. Er hatte sich zwar seit drei Tagen nicht mehr rasiert, aber er ging trotzdem hin; der Hund mußte Bewegung haben. Auf dem Trottoir vor dem Hause hatten die Mädchen mit Kreide «Himmel» und «Hölle» aufgezeichnet. Als der alte Mann mit seinem Hund so furchtbar ahnungslos mitten durch die «Hölle» tappte, hielten sie die Hände vor den Mund und kicherten, aber dann hüpften sie in ihrer unschuldigen kindlichen Heiterkeit und Anmut weiter auf einem Bein von der «Hölle» in den «Himmel» und wieder zurück.

Die Jäckkollegen Leuenbergers waren eine Zufallsbekanntschaft. Er las gelegentlich im «Bären» Zeitungen und Illustrierte, auch wenn er sich jedesmal über die schamlos verlogene Weise ärgerte, in der die Inserate dem Leser in Reklamesuperlativen ein noch erfolgreicheres und glücklicheres Leben verhießen. Das war ja genau die Welt, der sein Sohn nicht hatte widerstehen können und der er selbst ausgeliefert war.

An einem dieser Jättage hatte der vierte Mann zum Schieber gefehlt. Da war er als Lückenbüßer eingesprungen. Manchmal hatte er sich Vorwürfe gemacht, weil er Luise den ganzen Abend allein ließ und im

Wirtshaus unnötig Geld verbrauchte, aber dann beschwichtigte er sich damit, daß er ja nun reich sei und sich ein bescheidenes Vergnügen gönnen durfte. Die Tatsache, daß er ein reicher Mann war, gab ihm an diesem Jaßtisch übrigens keinen Vorrang. Es wäre ihm auch nie eingefallen, besondere Aufmerksamkeit zu beanspruchen. Wofür denn? Für die Millionen, die ihm in den Schoß gefallen waren?

Die Jaßkollegen waren übereingekommen, Leuenberger ein wenig aufzuheitern. Sie nahmen an, ihre humorvolle Teilnahme würde ihn etwas aufrichten.

«Fräulein, die Jaßmaschine», riefen sie, doch Leuenberger winkte verlegen ab, es sei ihm nicht ums Jassen, er sei zu müde.

«Aber paß auf mit deiner Müdigkeit», meinte der Malermeister, «da läßt sich nicht spassieren. Hast du vielleicht Zucker? Mit Zucker ist man immer müde. Ich kenne da einen Kollegen, der war 30 Jahre lang Schreiner im Kantonsspital. Der hat da allerlei gesehen, kannst du mir glauben, und er weiß mehr als mancher Doktor. Zu mir hat er gesagt: Edi, vielleicht hast du Zucker. Aber die Sache ist ganz einfach. Du nimmst ein Fließblatt, tröpfelst ein bißchen Urin darauf. Gibt es einen braunen Rand, hast du Zucker. Gibt es bei den Flecken keinen Rand, hast du keinen Zucker. Ist praktisch oder?»

«Aber das letztemal hast du es doch anders erzählt; mit Rand ohne Zucker, ohne Rand mit Zucker», warf einer der Kollegen ein.

«Das ist schon möglich, aber jedenfalls ist es eine einfache Probe.»

«Ich glaube nicht, daß es der Zucker ist», sagte Leuenberger. Er hatte den Bericht nur mit dem seitlich zugewandten Ohr aufgenommen, weil ihn das Zuckergespräch weniger interessiert hatte als das, was unterdessen am Nebentisch geschah. Er saß klein und etwas kümmerlich am Tisch, schlürfte versonnen seinen Wein und beobachtete einen Großvater mit seinem Enkel. Der kleine Bub wischte mit einer unvorsichtigen Be-

wegung das Weinglas des Großvaters vom Tisch. Aber der Großvater sagte kein Wort. Er bückte sich ächzend unter den Tisch, um die Scherben zusammenzusuchen. Während er sich bückte, strich der verängstigte, erschrockene Bub mit dem kleinen Zeigefinger zärtlich über den breiten Rücken des Großvaters, und diese kleine, schüchterne und rührende Bewegung kindlicher Dankbarkeit beschäftigte Leuenberger auf eine eindringliche Weise. Warum hatte er keinen Enkel, für den es sich zu leben lohnte?

«Du kennst doch den Eichenberger? Das ist doch so ein unglaublicher Geizhals. Immer geht er im Dunkeln die Treppe hinunter, um Licht zu sparen. Jetzt liegt er mit doppeltem Beinbruch im Spital.»

Es schüttelte den Erzähler bei diesem Bericht vor Lachen, denn im Männerchor war er ein anerkannter Witzbold.

«Überhaupt ist es furchtbar, wie manche alten Leute am Versimpeln sind. Zum Beispiel der Hauser, der pensionierte Lehrer, der will nicht einmal einen Fernsehapparat. Stell dir vor: es interessiere ihn nicht, sagt er. Und dabei ist Fernsehen doch Bildung, oder nicht? Und kurzweilig ist es auch. Das Fräulein da, die Heidi Abel, kennt mich ganz genau. Ob ihrs glaubt oder nicht: sie lächelt mich jedesmal direkt an, wenn sie mich sieht.»

Leuenberger blickte ins Glas, zeigte keinerlei Interesse. Diese Gespräche heiteren ihn merkwürdigerweise nicht auf. Er hatte im Gegenteil noch nie so sehr gespürt, daß er außerhalb des Jasses keiner von ihnen war. Anstandshalber blieb er noch ein paar Minuten sitzen, bezahlte seinen Zweier und ging. Er sei, wie gesagt, ein wenig müde.

«Also vergiß die Zuckerprobe nicht!» riefen sie ihm nach und begannen unverzüglich mit einem Bieter zu dritt.

In der Nacht ließ er sich wieder von Erinnerungen treiben, und auf einmal war der Gedanke da: Ich muß mei-

nen Hof sehen. Nichts konnte ihn aufhalten, schon morgen früh abzureisen. Er hielt so verbissen an seinem Entschluß fest, als hätte er mit dieser Reise endlich einen Lebensinhalt gefunden.

Nach der Fahrt mit Bahn und Postauto kam Leuenberger gegen Mittag im Dorfe an. Aus der Zeitung wußte er, daß sich manches verändert hatte, aber als er es nun sah, kannte er sich nicht mehr aus. Die Bauernhäuser im Dorfkern, das alte Schulhaus, die beiden Linden davor, das alles war den modernen Wohnkolonien gewichen, dem Zug der Zeit, wie der Bankverwalter sagen würde.

Von einer kleinen Anhöhe aus sah er hinter Obstbäumen den breiten Giebel des Hauses und davor ausgebrettet, die gelben Teppiche des blühenden Löwenzahns. Er war nie ein Naturschwärmer gewesen, und er lachte über die Städter, die beim ersten Müllerblümchen dem Frühlingszauber erliegen und in Ekstase geraten. Aber wie er nun im Glanz dieses Frühlings-tages vor den Wiesen stand, vor den blühenden Bäumen, da war es ihm, als sähe er sie zum erstenmal in dieser großen Schönheit. Er nahm vom Kartoffelacker eine Handvoll Erde auf; einmal hatte er von Juden gelesen, die bei der Eroberung von Jerusalem vor Ergriffenheit niedergekniet waren, ihre Gesichter in das Erdreich gepreßt und geweint hatten. Diese Juden sind doch unheimliche Spinner, hatte er gedacht, aber jetzt begann er sie zu begreifen. Er konnte verstehen, was diese Juden bewegte, und es hätte wenig gefehlt, daß auch er niedergefallen wäre und das Gesicht in die Erde gepreßt hätte.

Er hörte das Griesel des Baches, das Summen der Bienen, den Gesang der Vögel, sah die Farben des Frühlings, und der Wind trug ihm eine Wolke von Grasduft aus der frischgemähten Wiese zu. Schritt für Schritt kam er dem Hofe näher, der jetzt am Rande eines großen Fabrikareals stand. Der Garten vor dem Hause war verschwunden, der Zaun niedergeissen. Da wo Luise ihren Phlox, Ritter-

## Der Benzinkanister

sporn, Malven und Lupinen gepflanzt hatte, auf die sie so stolz gewesen war, da stand jetzt ein Auto. Und im Fenster der Schlafkammer, in der er selber, sein Vater und sein Sohn auf die Welt gekommen waren, hingte eine Italienerin Wäsche auf. Der Verputz der Giebelfront blätterte ab, und aus allen Löchern des Hauses drangen so viele Geräusche, als wohne in jedem Zimmer eine ganze Familie. Vielleicht war es wirklich so, denn die Firma hatte das Wohnhaus für die Gastarbeiter vorgesehen. Je länger er hinsah, desto tiefer wurde er in Erinnerungen und Verwirrungen hineingezogen. Er blickte suchend über die Hofstatt hin.

Die wenigen Bäume, die noch standen, waren vermoost; das Werk arbeitsamer Jahrzehnte war verloren, hatte nichts bedeutet. Der Pfirsichspalier am Hause, den er gepflanzt und gepflegt hatte, war nun vollkommen verwildert. Aber als er eines der überflüssigen Schosse abbrach, rief die Frau aus dem Fenster: «Sie da, nix stehlen, ich Polizei.»

Leuenberger hätte sofort weggehen, weglaufen wollen, aber er vermochte es nicht; er hielt sich krampfhaft am Spalier und verharrte unter einem ungeheuren Druck auf demselben Fleck. Er fröstelte, zitterte, und es schien ihm, als drehe sich die Erde um ihn herum.

Aber langsam erwachte er aus seiner Starrheit, und gleichzeitig fiel ihm ein Haßgefühl an, das wuchs und wuchs und ihn gänzlich überwältigte. Es schien ihm, als könnte er sich nur mit Haß dieser Begegnung erwehren. Er war in dieser Minute ein einziger, riesengroßer, glühender Ball von brutalem Haß auf alles, auf sich selber, auf die Welt, auf diesen Hof vor allem, der kein Hof mehr war. Was jahrelang in ihm aufgestaut war, brach jetzt auf. Und wie er sich nun von diesem Haß mitreißen ließ, da begann im kleinen Finger der linken Hand, dann im Arm ein bohrender Schmerz; er verstärkte sich, stieg zur Schulter auf und breitete sich über die ganze Brust aus.

Die Italienerin wollte mit ihm sprechen, konnte es aber nicht. Ein paar kleine Kinder standen auf einmal um ihn herum und schauten mit großen Augen den alten bleichen Mann an. Leuenberger winkte ab, es sei nichts, nur eine kleine Schwäche.

Tatsächlich, er erholte sich, der Schmerz verzog sich, Leuenberger konnte wieder atmen; er zog tief die Luft ein und wischte den Schweiß ab, der ihm auf der Stirne stand.

Wie er nun in ungelener Eile über den Vorplatz des Hauses davonging, sah er im offenen Tor der Tenne einen Benzinkanister, einen Benzinkanister aus gelbem Plastik. Da traf ihn wie ein Peitschenhieb der Einfall. Plötzlich glaubte er zu wissen, was geschehen mußte. Auf der Heimfahrt in die Stadt kreisten seine Gedanken immerfort um diesen Benzinkanister. Mit einer rachsüchtigen Genugtuung sah er nur diese eine Möglichkeit. Eine andere gab es nicht.

Irgendwo im Kastenfuß des Kleiderschrances mußte der Revolver liegen. Leuenberger fand ihn, sorgfältig in Packpapier eingewickelt. Es roch scharf nach Gewehrfett. Auf dem Küchentisch breitete er eine Zeitung aus und fing an, den Revolver zu zerlegen. Er hatte keine Übung darin. Das letztemal hatte er vor 30 Jahren auf einen Fuchs im Hühnerstall gefeuert, aber nicht getroffen. Jetzt zielte er mit dem ungeladenen Revolver auf den Turm von unabgewaschenem Geschirr. Es klickte. Die Mechanik war also in Ordnung, und Munition hatte er auch. Um ganz sicher zu sein, schob er zwei Patronen in die Trommel und steckte die Waffe in seine Rocktasche.

Es dauerte beinahe zwei Stunden, bis Leuenberger mit Bäri im Wald ankam. Sie stiegen wortlos nebeneinander den Berg hinan. Der Hund zottelte getreulich hinter seinem Herrn, blieb manchmal stehen und keuchte. Leuenberger war es recht so, was er vorhatte, eilte nicht. In den Schnaufpausen sprach er mit seinem Hund. Die Mutter sei gestorben, und auch er,

der «Bäri» sei alt; er dürfe nicht in fremde Hände fallen, er sei seit drei Jahren blind und schon zweimal sei er von Autos fast überfahren worden.

Auf der letzten Wegstrecke mußten sich die beiden ordentlich plagen. Der Weg führte zwischen Felsen steil und steinig bergauf. Leuenberger kannte den Platz. Er war oft allein hier oben gewesen, kannte jeden Busch und jeden Stamm. Er hatte vor Jahren eine kleine Stechpalme gepflanzt und immer wieder ihr Wachstum kontrolliert. Er war stolz auf diese Stechpalme (gut gegen Rheumatismus), die jetzt einen halben Meter hoch war. In der Nähe dieser Pflanze, zwischen zwei Felsbrocken kniete er auf die Erde. Sofort begann er den Moorboden aufzureißen und die natürliche Mulde zu vertiefen, bis es zuletzt eine kleine Grube wurde. Dann erhob er sich rasch, schob eine Patrone in den Lauf und führte den Hund an die Grube. Das alles tat er mit einer unheimlichen Entschlossenheit.

Der Hund stupste ihn zutraulich mit der Nase, aber diesmal kralte ihn Leuenberger nicht am Hals. Er schoß ihm zwischen die Augen. Bäri stürzte zu Boden. Leuenberger hatte berechnet, daß der Hund in die Grube fallen würde, aber nun lag er daneben, und Leuenberger mußte ihn an den Beinen in die Vertiefung schleifen. Er deckte das Fell mit Moos und Steinen zu, brach auch ein paar Buchenäste und legte sie auf den kleinen Hügel.

Keuchend setzte er sich auf den Boden. Mit seinem Herz schien etwas nicht zu stimmen. Vielleicht mußte er daran denken, gelegentlich zum Arzt zu gehen. Lange saß er da, mit eingefallenen Schultern. Er fuhr sich ein paar Mal mit der Hand über die Augen und dann schaute er gedankenverloren zwischen den Bäumen ins Tal hinunter. Da blühten die ersten Kirschbäume, und am jenseitigen Hang arbeiteten die Bauern auf ihren Feldern. Die Gerüche und Geräusche, die vom Tal herauf drangen, verwirrten ihn und räubten ihm für eine Weile den Sinn für die Wirklichkeit.

Er wußte kaum, wo er war. Einmal glaubte er sogar, seinen Hof zu sehen. Und plötzlich war auch wieder der Benzinkanister da, der ihn all die Tage verfolgt hatte.

«Haben Sie Benzinkanister?»

«20 Liter? 10 Liter?»

«Nein, etwas kleiner, vielleicht 5 Liter, und aus Plastik.»

«Rot, gelb, grün?»

«Gelb, wenn möglich.»

Am 24. Mai schrieb Leuenberger ins Notizbüchlein: Benzinkanister, 5 Liter Benzin, Fr. 17.60.

Er stellte den Kanister in die Stube. Es war ihm in diesem Zustand nicht möglich, dem Kanister zu entrinnen. Seine Gedanken waren über alles vernünftige Maß hinaus fremd, lagen gewissermaßen außerhalb seines Willens; er fühlte, daß hier etwas Unglückliches geschah, aber er hatte nicht die Kraft, sich dagegen zu wehren. Mit einer ungeheuren Erregung beherrschte ihn nur noch dieser eine dämonische Gedanke: Zwischen Weihnachten und Neujahr, wenn die Italiener nach Hause fahren, dann ist der Hof verlassen!

Als er sich auf das Sofa setzte, meldete sich wieder jener messerscharfe Schmerz im linken Arm, nur schoß er diesmal schneller aufwärts, und er legte sich wie ein glühender Eisenring um die Brust. Er dachte: sollte ich vielleicht morgen zu einem Arzt gehen? Und wenn es die Nähe des Todes war? Wie alle Menschen seines Schlages war Leuenberger nicht gewohnt, nicht einmal jetzt, auf der Waage zwischen Tod und Leben, mit Gott zu reden, an Gott Fragen zu stellen oder gar Antworten von ihm zu erwarten. Aber er dachte, daß er nur noch einmal Gelegenheit haben sollte, ohne Schmerzen zu leben; er würde dann einen andern Weg finden; er würde dann ohne diesen Haß versuchen, weiterzuleben. Die Gelegenheit zur Versuchung sei in jedem Leben, dachte er, aber es komme wohl darauf an, wie man damit fertig werde.

Er streifte mit einem Blick den gel-

ben Kanister, und durch die Schmerzen hindurch dämmerte ihm das Bewußtsein, daß mit seinem unfaßbaren Haß und einem Benzinkanister weder die Vergangenheit noch die Zukunft zu bewältigen war. Und mit diesem Gedanken, der in ihm etwas Wichtiges endgültig klärte, wuchs um ihn herum ein Raum des Glückes, ja es schien ihm, als sei er niemals zufriedener gewesen. Und in dem Maße, wie er ruhiger wurde, ließen die Schmerzen nach.

Leuenberger wollte sich erheben, um zuerst einmal den Kanister wegzustellen, in den Keller vielleicht, aus den Augen jedenfalls, doch er konnte es nicht. Jetzt fiel ihm plötzlich das Atmen wieder schwer, die Schmerzen kamen rascher, endeten in einem grauenhaften Krampf. Er sah nichts mehr, es schien ihm als fiele er, fiele er in einen tiefen dunklen Raum, in dem es keine Schmerzen mehr gibt.

Es dauerte volle drei Wochen, bis es einer Nachbarin auffiel, daß sich bei Leuenberger nichts mehr regte. Die Polizei fand den Alten auf dem Boden neben dem Sofa. Die Boulevard-Zeitungen witterten sofort Skandal, aber als sie erfahren mußten, daß es sich nicht um einen Mord, ja nicht einmal um einen Selbstmord handelte, verloren sie ziemlich bald das Interesse an dem Alten. Er war keine geeignete Story für die breite Masse.

Der Sohn traf eine Woche nach der Beerdigung in B. ein, um mit einem Notar den Nachlaß zu ordnen.

«Wissen Sie, ob mein Vater ein Auto gehabt hat?» fragte er den Beamten.

«Nein, es ist nichts dergleichen bekannt.»

Der junge Leuenberger zuckte die Achseln, dachte, daß sein Vater schon immer ein komischer Kauz gewesen sei, aber der gelbe Kanister war immer noch da; er ließ sich nicht wegdenken, und jedesmal, wenn sich der Sohn an seinen Vater erinnerte, tauchte auch dieser Benzinkanister auf, vollkommen sinnlos.



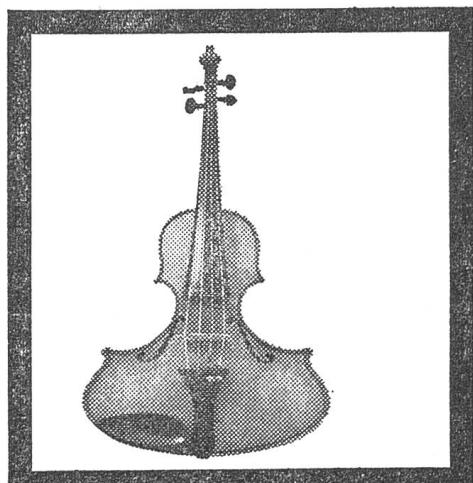
## Man ist viel

weniger oft erkältet, wenn man jeden Tag mit Trybol Kräuter-Mundwasser gurgelt. Die Heilkräuter schützen Mund und Hals.

## Verzerrungen bei Musikanlagen erkennen und vermeiden

Kommen Sie zu einem Gratis-Hörtest oder verlangen Sie den neuen

**bopp**-Prospekt



Arnold Bopp, Klangberater  
Limmatquai 74/I, 8001 Zürich  
Telefon 051 32 49 41